

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 7

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

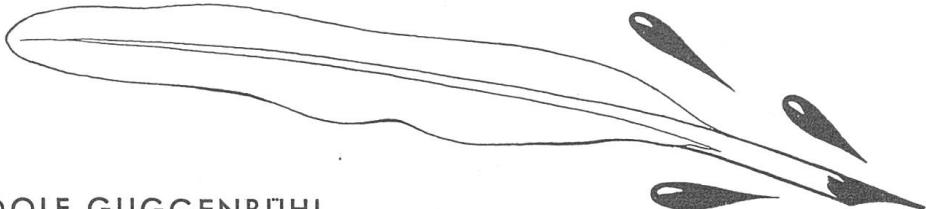
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



von Adolf Guggenbühl

Hütet Euch am Morgarten!

Jedem Beobachter der schweizerischen Innenpolitik fällt es auf, daß unsere Parlamentarier nicht mehr richtig den Volkswillen verkörpern, trotzdem sie vom Volk gewählt wurden. Diese merkwürdige Erscheinung hat verschiedene Ursachen. Schuld ist einmal unser unglückliches Wahlsystem, der Proporz, wo man praktisch seine Stimme nur noch für die Parteien, aber nicht mehr für die Einzelpersönlichkeit abgeben kann und das deshalb den Einfluß der kleinen Zirkel der Parteivorstände außerordentlich verstärkt hat.

Ein zweiter Grund liegt in der immer wachsenden zeitlichen Beanspruchung unserer Nationalräte. Diese, in Verbindung mit ungenügendem Taggeld, macht es für Angehörige der meisten Berufsklassen unmöglich, einen Nationalratssitz anzunehmen. Das Ergebnis ist, daß immer mehr Staatsbeamte einerseits, berufsmäßige Interessenvertreter wie Verbandssekretäre usw. anderseits, in den Nationalrat einziehen, Vertreter freier Berufe wie Ärzte, Gewerbetreibende, Bauern aber immer seltener werden.

Und als drittes kommt noch dazu, daß ein großer Teil unserer Parlamentarier langsam, aber sicher das Opfer einer gewissen «déformation professionnelle» wird. Er wird erfaßt von der Maschinerie,

so daß ihm sein natürlicher politischer Instinkt verloren geht.

Allen diesen Übelständen ist schwer abzuhelpfen. Gerade deshalb aber, weil der Volkswille einerseits und der Wille von Bundesrat und Parlament anderseits in wichtigen Fragen immer häufiger voneinander abweichen, ist es doppelt wichtig, daß die verfassungsmäßigen garantierten Volksrechte, die Initiative und das Referendum, frei spielen können.

Auch der überzeugteste Anhänger der Altersversicherung begeht deshalb einen schweren staatspolitischen Fehler, wenn er Miteidgenossen deshalb brandmarkt, weil sie die Altersversicherungsvorlage vor die Volksabstimmung bringen wollen. Wer vom verfassungsmäßigen Recht des Referendums Gebrauch macht, darf deswegen nie diffamiert oder gar als schlechter Patriot hingestellt werden.

Dieses Vorgehen ist um so gefährlicher, als ohnehin Bundesrat und Parlament die Neigung haben, die Volksrechte abzuwürgen.

Bekanntlich beabsichtigt der Bundesrat, die Überschüsse des zentralen Lohnausgleichsfonds, die Ende dieses Jahres über 900 Millionen Franken betragen werden, zum Teil ihrem eigentlichen Zweck zu entfremden und zur Verteilung zu bringen. Der Nationalrat hat mehrheitlich beschlossen, dem Antrag des Bundesrates zuzustimmen und diesen

Bundesbeschuß als Ganzes dem Referendum zu entziehen, wobei selbstverständlich das übliche juristische Gutachten, das dieses Vorgehen als rechtszulässig darstellt, nicht fehlte.

Ein anderes Beispiel: Im Jahre 1934 wurde ein Volksbegehren über «Wahrung der Volksrechte in Steuerfragen» eingereicht. Diese Initiative ruht heute, nach 13 Jahren, immer noch unerledigt in den Schubladen.

Der Grund dieser Mißachtung der Volksrechte ist in allen Fällen der gleiche: Man traut der Einsicht des Volkes nicht. Es hat sich bei uns eine Art aufgeklärter Neo-Despotismus ausgebildet, der das Volk nur als Objekt der Bewirtschaftung betrachtet, der Einsicht der «Massen» aber verzweifelt wenig zutraut. Dabei zeigt gerade die Schweizergeschichte der letzten Zeit, daß das Schweizervolk in den wichtigsten nationalen Fragen einen unvergleichlich bessern politischen Instinkt besessen hat als diejenigen, die es am Gängelband führen wollen, weil sie glauben, selbst die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben.

Das Schweizervolk ist außerordentlich geduldig, aber es ist zum Glück gleichzeitig sehr wachsam. Und es wird sich unter keinen Umständen auf die Dauer diese Entrechtung gefallen lassen, mag sie noch so sorgfältig mit dem schönen Mäntelchen der Staatsraison maskiert sein.

Halt!

Die Zeitungen sind gegenwärtig voll von Einsendungen, die eine restlose Aufhebung des Visumswanges verlangen. Es ist zu hoffen, daß diesen Wünschen nicht entsprochen wird. Eine vollständige Aufhebung des Visumswanges würde nichts anderes bedeuten als das Niederlegen der Dämme eines Flußbettes, durch das ein reißender Strom fließt. Es ist nicht auszudenken, was passieren würde, wenn der Visumswang gegenüber Deutschland und Österreich aufgehoben oder auch nur wesentlich gelockert würde. Nicht Tau-

sende, nicht Zehntausende, sondern Hunderttausende würden in das schweizerische Paradies einbrechen. Die verwandtschaftlichen, geschäftlichen, freundschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen mit Deutschland sind von früher her so groß, daß kaum eine deutschschweizerische Familie existiert, die nicht aus Mitleid oder Gutmütigkeit einen deutschen Gast bei sich aufnehmen würde. Auch diejenigen, die keine Sekunde vom Geläut der «braunen Liesel» betört waren, kennen jemanden jenseits der Grenze, dem sie einen Schweizer Aufenthalt herzlich gönnen möchten.

Diese fremden Gäste würden aber nicht nur unser Land auspowern, ein großer Teil von ihnen würde nach Ablauf der Aufenthaltsfrist ganz bestimmt auf unbeschränkte Zeit hier bleiben, «so oder so». Die Schweiz ist zu klein und zu schwach, um sich solchen Gefahren auszusetzen.

Wie man Volkslieder singen und Gedichte aufsagen soll

*«Brave marin revient de guerre
Tout doux,
Tout mal chassé, tout mal vêtu,
Brave marin d'où reviens-tu?
Tout doux.»*

So fängt die ergreifende Ballade von dem Matrosen an, der nach jahrelanger Abwesenheit heim zu seiner Frau kommt, merkt, daß diese einen andern Mann hat und deshalb, ohne sich zu erkennen zu geben, wieder fortgeht. Ich habe dieses Lied in einer französischen Hafenstadt von einem Matrosen singen gehört. Das war vor vielen Jahren, aber ich werde es nie mehr vergessen. Der Matrose sang von Anfang bis zum Schluß mit dem gleichen Tonfall, etwas schleppend, ohne jede Geste und Mimik. Er sang so, wie Volkslieder auf der ganzen Welt gesungen werden, wenn man sie richtig singt. So singt man

**KENNEN WIR
UNSERE
HEIMAT?**

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



Antworten siehe Seite 65

in Frankreich, in England, so singt man in der Schweiz — aber bei uns nur so lange, bis ein Dirigent seinen unheilvollen Einfluß geltend gemacht hat!

An einer Generalversammlung auf dem Gurten trug uns ein Trachtenchor ernste und heitere Volkslieder vor. Die vier Frauen sangen mit unbeweglichen Gesichtern. Nur der Ausdruck der Augen spiegelte den Inhalt. Als ich ihnen für ihre schöne Darbietung dankte, meinte eine davon: « Gerade das, was Euch jetzt gefallen hat, wird sonst immer kritisiert. Man wirft uns vor, wir seien zu langweilig, wir müßten mehr Leben in den Gesang bringen, die lustigen Strophen schnell, die traurigen langsam, bald leise, bald laut singen und dazu etwas schauspielern. Aber das bringen wir einfach nicht fertig. »

Ich will den Männerchordirigenten nicht ins Handwerk pfuschen. Sie mögen jene merkwürdigen Lieder aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die das Hauptrepertoire der Männerchöre bilden, so dirigieren, wie es ihnen Freude macht. Meinetwegen sollen bei diesen Liedern die wackern Männer bald wie Meeresswogen rauschen, bald wie Vöglein flöten. Bei Volksliedern aber ist diese Dramatisierung ganz sicher eine Geschmacklosigkeit. Das Volkslied verlangt kein Theaterspiel, es will nicht psychologisch und realistisch sein. Auch wenn es ein noch so wildes, dramatisches Geschehen und noch so leidenschaftliche Gefühle wiedergibt, so liegt sein Reiz gerade darin, daß all das in eine einfache konventionelle Form gegossen und diese Form betont wird.

Leider erkennen das die wenigsten unserer Vereinsdirigenten, und sie geben sich eine krampfhafte Mühe, das natürliche Stilgefühl, das die Mitglieder ihrer Chöre von Natur aus besitzen, zu zerstören.

Ähnlich unglücklich wirkt oft die Schule. Auch die Kinder, wenn sie unverbildet sind, singen die Volkslieder monoton. Aber schon die Kindergärtnerinnen verlocken die wehrlosen Kleinen dazu, ihre Gesänge mit Grimassen und drolligen, neckischen Bewegungen zu begleiten, und

in der Primar- und Sekundarschule wird nicht selten mit dieser falschen Methode fortgefahrene.

Ein ähnlicher Fehler wird übrigens beim Aufsagen von Gedichten gemacht. Poesie ist nicht Prosa, und mit Recht sagt der unverbildete Mensch Gedichte stets mit einer gewissen Monotonie auf. Er markiert den Reim, nicht die Interpunktions; er löst die Form nicht zugunsten des Inhaltes auf. Er ist auch sehr zurückhaltend in der Interpretation. Er stellt seine Person vollständig zurück, er rezitiert unpersönlich. Vor allem aber verhindert ihn sein natürliches Stilgefühl, billige deklamatorische Mätzchen anzuwenden, wie ein Löwe zu fauchen, wie ein Bach zu plätschern.

Kinder leiern die Gedichte hinunter, und sie haben — nicht immer, aber oft — recht.

«Nicht alleweil hat Stand Verstand, ein Niederer hat oft mehr erkannt.» Anstatt die Kinder und sich selbst dadurch zu quälen, daß man ihnen etwas aufdrängt, was sie gefühlsmäßig als falsch empfinden und das deshalb nur von den Hemmungsloseren ohne Widerstand akzeptiert wird, wäre es wohl besser, die Lehrer würden zu den Kindern in die Schule gehen, um zu lernen, wie man Gedichte aufsagen muß, und die Dirigenten würden bei den Bauernknechten Stunden nehmen, um herauszufinden, wie man Volkslieder singt.

Mehr Feste !

Radio und Illustrierte haben in den letzten Jahren jene Volksfeste, bei denen es etwas zu sehen gibt, in der ganzen Schweiz so populär gemacht, daß die Beteiligung auswärtiger Besucher von Jahr zu Jahr zunimmt. Bereits im ersten Friedensjahr strömten Zehntausende, vor allem aus der Ostschweiz, mit Extrazügen, Privatwagen und Autocars an die Basler Fasnacht.

Heuer konnten die Bundesbahnen zum Glück wegen Stromangels keine Extrazüge führen. Die Basler ärgern sich über die Invasion — mit Recht, denn abgesehen davon, daß dadurch das Gedränge unerträglich wird, wirken die fremden Gäste, wenn sie in solchen Massen auftreten, lärmend. Im Gegensatz zu den Baslern machen sie nicht mit, helfen sie nicht, durch aktives Zuschauen jene einzigartige Atmosphäre zu schaffen, welche die Basler Fasnacht auszeichnet. Sie stehen oder sitzen herum wie Ölgötzen, dazu noch mit dem anmaßenden Anspruch, weil sie nun die großen Reisekosten auf sich genommen hätten, sei man verpflichtet, ihnen etwas zu bieten, und sie beklagen sich, wenn «nichts läuft».

Noch unerfreulicher und vor allem gefährlicher wirkt die ständig sich vergrößernde Zuschauerzahl bei unsren Landsgemeinden. Gewiß, die Ausländer und Miteidgenossen, die sich nach Trogen oder Appenzell begeben, kommen nicht aus Sensationslust, sondern aus ehrlichem Interesse. Aber eine Landsgemeinde, wie eine Prozession oder wie eine Messe, ist eben mehr als ein Schauspiel, und zuviel unbeteiligte Zuschauer wirken zersetzend.

Es ist schwierig, dieser gefährlichen Entwicklung Einhalt zu gebieten. Das beste Hilfsmittel liegt wohl darin, daß das alte wie das moderne Brauchtum in der ganzen Schweiz wieder mehr gepflegt wird. Wenn das durchaus legitime Bedürfnis nach Festen, Umzügen, nach ästhetischer Gestaltung des Lebens in der eigenen Gemeinde befriedigt werden kann, haben wir es nicht nötig, uns zu jenen Anlässen zu drängen, wo wir als unerwünschte Gäste betrachtet werden. Was wir im «Schweizer-Spiegel» schon vor 20 Jahren betonten, ist immer noch wahr: Trotz allem Gerede von der Festseuche haben wir in unserm kommerzialisierten und rationalisierten Land viel zuwenig echte Feste.